

HEYNE <

Das Buch

Die junge Gabry lebt mit ihrer Mutter in Vista, einer der wenigen geschützten Zonen des Protektorats. Für die Bewohner von Vista gibt es nur eine Regel: Verlasse niemals die schützenden Mauern der Stadt! Denn draußen warten die Mudo, deren unstillbarer Hunger tödlich ist. Als Gabry, ihre große Liebe Catcher und seine Schwester Cira eines Abends dieses Gebot missachten, kommt es zur Katastrophe: Catcher wird schwer verletzt und Cira gefangen genommen. Zwar gelingt es Gabry, sich hinter die schützenden Mauern Vistas zu flüchten, doch von diesem Augenblick an ist nichts mehr, wie es vorher war. Als sie dann auch noch mit einem dunklen Geheimnis aus ihrer Vergangenheit konfrontiert wird, ist Gabry klar, dass sie ihre Freunde retten und die Wahrheit über ihre Herkunft aufdecken muss, wenn sie je wieder glücklich sein will. Dazu muss sie Vista verlassen und sich auf eine gefährliche Reise begeben – eine Reise in eine Welt, die gnadenlos ist ...

Die Autorin

Carrie Ryan wurde in Greenville, South Carolina, geboren. Nach dem Jurastudium arbeitete sie zunächst als Staatsanwältin, bevor sie ihre eigene Anwaltskanzlei gründete. In ihrer Freizeit widmet sie sich dem Schreiben und feierte mit ihrem Debüt *Der Wald der tausend Augen* ihren Durchbruch als Autorin. Sie lebt mit ihrem Freund und zwei Katzen in Charlotte, North Carolina.

Carrie Ryan

DAS MEER DER
TAUSEND SEELEN

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE DEAD-TOSSED WAVES
Deutsche Übersetzung von Catrin Frischer



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 10/2012
Redaktion: Sabine Thiele
Copyright © 2010 by Carrie Ryan
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach Design, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-453-52977-9

www.heyne-magische-bestseller.de

*Für Roberta Hatch,
das Licht am Horizont, das Zuhause bedeutet.*

*Für Douglas Keith Kidd,
weil du sie – und uns alle – so sehr liebst.*

Und für Liebe auf den ersten Blick.

Sogar noch nach der Rückkehr, so erzählt man, hatten sie die Karussells in Gang gehalten. Angeblich erinnerte sie das an die Zeit davor, als von den Toten auferstehende Menschen kein Problem waren und weder Zäune noch Mauern und Barrieren zum Schutz vor den Mudo-Massen errichtet werden mussten, die unablässig nach Menschenfleisch gieren. Das war die Zeit, als die Lebenden nicht ständig gejagt wurden.

Die Karussells gaben ihnen das Gefühl, normal zu sein, hatten sie gesagt.

Und deshalb waren diese Karussells auch noch in Betrieb, als die Mudo – Nachbarn und Freunde, die angesteckt, gestorben und zurückgekehrt waren – an den Zäunen rüttelten, die den Vergnügungspark umgaben.

Selbst nachdem man den Wald abgesperrt hatte, ein letzter verzweifelter Versuch, die Infektion einzudämmen und die Mudo aufzuhalten, drehten sich die Karussells weiter, fuhren rumpelnd die Wagen der Achterbahn, wirbelten die Gondeln des Top Spin. Obwohl Vista weit vom Herzen des Protektorats entfernt lag, hatte man in meiner Stadt gehofft, dass nach wie vor Leute herkommen würden ... zum Achterbahnfahren und Vergessen.

Doch dann war das Reisen zu schwierig geworden. Die

Menschen mussten sich ums Überleben kümmern, und kaum etwas konnte sie die harsche Wirklichkeit vergessen lassen, in der sie lebten. Draußen vor der alten Stadt, die am Ende einer langen, tückischen Küstenstraße lag, verfielen die Karussells langsam. Sie wurden einfach von allen vergessen, waren nur irgendeine Erscheinung aus dem Leben vor der Rückkehr, die hin und wieder in den durch die Jahre überlieferten Erinnerungen und Geschichten aufflackerte.

Ich habe eigentlich nie einen Gedanken an die Karussells verschwendet ... bis heute Abend, als der ältere Bruder meiner besten Freundin uns eingeladen hat, heimlich mit ihm und seinen Freunden über die Barriere in die Ruinen des Vergnügungsparks zu klettern.

»Komm schon, Gabry«, quengelt Cira und tänzelt um mich herum. Ihre Energie und Aufregung sind beinahe mit Händen zu greifen. Wir stehen neben der Barriere, die Vista von den Ruinen der alten Stadt trennt, vor der dicken Holzwand, die die Gefahren der Welt draußen hält und uns sicher dahinter. Ein paar der älteren Jugendlichen springen schon darüber, ihre Füße blitzen hell vor dem Nachthimmel auf. Ich reibe die Handflächen an den Beinen, mein Herz hämmert in meiner Brust. Es gibt tausend Gründe, warum ich nicht mit ihnen in die Ruinen gehen will – dass es verboten ist, fällt dabei kaum ins Gewicht. Doch aus einem einzigen Grund will ich dieses Risiko eingehen. Ich schaue an Cira vorbei zu ihrem Bruder, unsere Blicke begegnen sich. Die Hitzewelle, die in mir emporkriecht, ist nicht aufzuhalten. Schnell wende ich den Blick ab, hoffe, er hat ihn nicht bemerkt, wünsche mir jedoch nichts sehnlicher als das.

»Gabry?«, fragt er mit leicht zur Seite geneigtem Kopf,

mein Name klingt schmeichelnd aus seinem Mund. Eine Einladung.

Weil ich Angst habe vor dem, was ich sagen könnte, schlucke ich und lege meine Hand an das dicke Holz der Barriere. Noch nie bin ich auf der anderen Seite gewesen. Die Stadt ohne Erlaubnis zu verlassen, ist gegen die Regeln und obendrein noch riskant. Die meisten Ruinen sind zwar von alten Zäunen aus der Zeit vor der Rückkehr geschützt, aber die Mudo können trotzdem durchbrechen und uns angreifen.

»Das sollten wir nicht tun«, sage ich, mehr zu mir selbst als zu Cira oder Catcher. Cira verdreht nur die Augen, sie hüpfert schon vor Ungeduld, weil sie sich den anderen anschließen will. Sie packt meinen Arm und kann ihre Begeisterung kaum unterdrücken.

»Das ist unsere Chance«, flüstert sie mir zu. Ich erzähle ihr nicht, was ich gerade gedacht habe – nämlich, dass dies bestenfalls unsere Chance ist, in Schwierigkeiten zu kommen –, und ich mag nicht mal daran denken, was uns schlimmstenfalls passieren könnte.

Doch sie kennt mich so gut, dass sie meine Gedanken lesen kann, und versucht mich zu überzeugen. »Seit Jahren ist niemand mehr angesteckt worden«, sagt sie. »Catcher und die anderen gehen andauernd da raus. Es ist absolut sicher.«

Sicher – das ist relativ. Meine Mutter spricht dieses Wort immer mit einer gewissen Schärfe aus. »Ich weiß nicht ...«, erwidere ich, ringe die Hände, wünschte, ich könnte einfach Nein sagen. Aber ich hasse es, meine beste Freundin zu enttäuschen. Das habe ich nämlich schon zu oft getan.

Zum Beispiel vor einigen Jahren während der Dürre, als Cira mich herausgefordert hatte, den breiten Fluss zu

überqueren, der unsere Stadt vom Wald trennt. Wir hatten Wasser geholt – an einer Stelle, an der ein Loch im Zaun war. Der diensthabende Milizionär war plötzlich krank geworden und hatte uns allein gelassen. Damals hatte Cira sich über mich lustig gemacht, weil ich es nicht versuchen wollte. Weil ich zu viel Angst davor hatte, dass der Soldat zurückkommen und uns erwischen könnte, und weil ich nicht gegen die Regel verstoßen wollte, die uns verbot, in den Wald zu gehen.

Schließlich war sie allein gegangen. Sie stand mitten im reißenden Wasser, ihr Rock bauschte sich um die Knie, und als sie lachte, wehte ihr das Haar in den Mund.

Ich hatte ihr nie erklären können, wie ich die Grenzen unserer Stadt empfand. Für mich waren sie unantastbar. Sie waren das, was mir Halt gab, Sicherheit und Schutz – was mich behütete. Auch nur ein einziges Mal diese Grenzen zu übertreten, war für mich undenkbar.

Ich konnte ihr nicht erklären, dass ich Angst hatte, mich selbst zu verlieren. Auch jetzt kann ich es nicht. Aber irgendwie weiß sie es.

Sie zieht sich etwas vom Hals. »Hier«, sagt sie. »Nimm das.« Es ist die Halskette, die sie immer trägt, eine einfache schwarze Kordel, die um den Arm einer kleinen Plastikfigur geschlungen ist. Ein Superheld. Den hat sie einem Händler abgekauft, der Geschichten von Männern erzählte, die fliegen können und die Welt retten. Sie legt mir die Kette um.

»Er wird dich beschützen«, sagt sie, als ich unter dem Hemd das geringe Gewicht des Anhängers auf meiner Brust spüre.

Gerade will ich protestieren, da tritt Catcher dicht an mich heran. Ich schlucke angestrengt. Cira grinst und ver-

schwindet in der Dunkelheit. Ihr Bruder ist meine Schwäche, das weiß sie. »Du solltest mitkommen«, sagt er. Er legt beide Hände an die Barriere, seine Finger könnten meine fast streifen. Er spricht so leise, dass seine Stimme ein Rauschen in der Dunkelheit ist, mehr Schwingung als Wort. »Ich möchte, dass du mit uns kommst.«

Ich habe Angst, etwas zu sagen und diesen Augenblick zu zerstören. Deshalb nicke ich. Er lächelt, als hätten wir ein Geheimnis miteinander, und ich senke den Kopf, weil mir jedes der mich überwältigenden Gefühle peinlich ist.

Cira hat unseren Austausch natürlich beobachtet. Sie packt meine Schultern voller Aufregung, weil ich mich endlich habe erweichen lassen. Catchers Lächeln wird ein bisschen strahlender, und ich wünschte, ich könnte ihm in die Augen schauen.

Der Mond steht voll und leuchtend am Himmel, als der Rest der Gruppe losklettert und sich mühelos über die dicke Holzwand schwingt, die Vista von den zerfallenden Ruinen der alten Stadt dahinter trennt. Sogar Cira zögert eine Sekunde, blickt sich rasch zu mir um, dann findet sie ein paar Spalten, in die sie ihre schmalen Hände schieben kann. Schließlich stehen nur noch Catcher und ich vor der hoch aufragenden Wand.

Ich rücke meinen Zopf zurück und umklammere den Griff des langen Messers, das ich an der Hüfte trage. Ich weiß, ich sollte das nicht tun. Es ist gefährlich und dumm. Ich werfe einen Blick auf Catcher und muss mich abwenden, um mein irres Lächeln zu verbergen.

Ich will ihm sagen, dass ich die Barriere noch nie zuvor überschritten habe, es nie wollte – ich will es noch immer nicht. Ich habe nur oben auf dem Leuchtturm gestanden, in dem ich wohne, und sogar dann war ich überwältigt,

wenn ich aufs Meer und den Wald hinausgeschaut habe und auf die Weite der Welt um uns herum. Als ob das alles so unfassbar viel wäre.

Ich denke an meine Mutter und ihre Geschichten darüber, wie es war, im Wald aufzuwachsen und sich den Weg zum Meer zu suchen. Und in diesem Augenblick, in dem ich am Rand all dessen stehe, was ich bisher gekannt habe, wird mir klar, dass ich nicht die Kraft meiner Mutter habe. Ich bringe es nicht fertig, Vista zu verlassen, nicht einmal für ein paar Stunden in der Dunkelheit.

Mühsam zwingt ich mich voran und taste mit den Fingern an der Barriere entlang. Das Holz ist warm, es speichert noch die Hitze des Sommernachmittags.

»Tut mir leid«, flüstere ich ihm zu und wende mich von der Wand ab. »Ich kann das nicht.« Vor diesem Moment waren mir meine eigenen Grenzen nie bewusst geworden. Vorher hatte ich immer gedacht, ich könnte alles tun... alles sein.

Catcher legt seine Hand in meine und hält mich fest.

Seine Haut ist wärmer als die Barriere. »Ich helfe dir«, sagt er. Sein Lächeln ist wie der Lichtstrahl des Leuchtturms, an den man sich in einer unsicheren Nacht halten kann. »Vertrau mir.« Er führt meine Finger zu den Zwischenräumen in der Bretterwand und zeigt mir, wie ich klettern soll.

Oben angelangt zögere ich, bleibe rittlings auf den dicken Holzbalken sitzen. Catcher folgt mir rasch und setzt sich mir gegenüber, unsere Zehen berühren sich. Ich schaue überallhin, nur nicht zu ihm. Die Nacht kommt mir schwer vor, als könnte sie mich hier festnageln.

Wir sind schon viele Male allein zusammen gewesen, doch heute Nacht hat sich etwas verändert. Auf einmal

ist mir viel bewusster, wie breit seine Schultern, wie stark seine Hände sind, wie er mich ansieht und wie es sich anhört, wenn er atmet.

Ich kann nicht sagen, ob sich zwischen uns wirklich etwas verändert oder ob mein eigenes Zögern mir die Sinne verwirrt. Ich grabe meine Fingernägel ins Holz, die Splitter durchbohren meine Haut. Aber der Schmerz dämpft meine Angst nicht, schrammt nur an ihrer Oberfläche entlang.

Ich öffne den Mund, will ihm etwas erzählen. Irgendwas. Will ihm erklären, warum ich nicht weitergehen kann. Will ihm noch einmal sagen, wie leid es mir tut. Aber er spricht zuerst.

»Ich habe Höhenangst«, sagt er. Sein Geständnis kommt so unerwartet, dass ich zu kichern anfangen, ehe mir klar wird, dass ich nicht lachen sollte. Mit einer Hand vor dem Mund versuche ich mein Lachen zu ersticken.

»So hoch ist das doch nicht.« Ich will mutig auftreten, weiß aber nicht, ob ich ihm dadurch ein entspannteres Gefühl geben kann.

Er verdreht die Augen, seine Mundwinkel zucken. »Ich rede von echten Höhen.«

Wieder fällt mir auf, wie rau sein Kinn ist, er hat Bartstoppeln. Das ist nicht derselbe Junge, der es beim Spielen immer auf mich abgesehen hatte, der mich beim Fangen gejagt hat, ja, das ist nicht mal der mit den zu dünnen Armen und dem Adamsapfel.

»Ich erinnere mich noch, wie Cira und ich dich einmal im Leuchtturm besucht haben«, sagt er. »Cira war einfach nur froh, den Pflichten im Waisenhaus zu entkommen, aber ich wollte etwas anfangen mit unserem freien Vormittag. Ich wollte klettern, wollte die Aussicht von ganz oben sehen.«

Er schaut an mir vorbei, sein Blick ist auf nichts Bestimmtes gerichtet. »Auf halbem Weg nach oben konnte ich nicht weiter.«

Ich schlucke und stütze mich mit der Hand ab, plötzlich spüre ich seine Körperwärme allzu deutlich und die Wand und die Nacht, die mich verzehrt.

»Daran erinnere ich mich nicht mehr«, antworte ich, weil es wahr ist. So viel von meiner Kindheit liegt in einem Nebel, Erinnerungen verstricken und vermengen sich in meinem Kopf mit Geschichten, sodass ich nicht mehr weiß, was meine Erlebnisse sind und was ich aufgrund von Erzählungen dafür halte.

»Verständlich«, sagt er. »Eigentlich ist auch nichts passiert. Wir waren gekommen, um den Leuchtturm zu erkunden, du hast mit Cira gespielt, und ich habe den halben Tag auf der Treppe gesessen und versucht, meine Hände davon zu überzeugen, das Geländer loszulassen und weiter hochzuklettern.«

Ich schließe die Augen, um es mir vorzustellen, kann es aber nicht.

»Ab und zu seid ihr vorbeigelaufen. Cira hat dann mit dem Finger auf mich gezeigt und gelacht, schon damals war sie unglaublich frech. Aber du hast immer nur dagestanden und geschaut. Schließlich hat Cira sich in irgendetwas vertieft, und du bist zu mir gekommen und hast eine Weile neben mir gesessen.«

»Und was dann?«, frage ich. Ich kann mich nicht erinnern, dass er je die Aussicht vom Leuchtturm sehen, dass er in all den Jahren, die ich ihn kenne, je die Stufen bis zur Galerie hinaufsteigen wollte.

»Nichts. Wir haben einfach nur dagesessen. Du hast nichts gesagt und ich auch nicht. Dann war unser Vormit-

tag vorüber, und Cira fing an zu weinen. Ich bin mit ihr zurückgegangen, um die Nachmittagspflichten zu erledigen.«

»Du bist nie höher hinausgekommen.«

»Nein.«

»Du hast es nie noch einmal versucht?«

Er schüttelt den Kopf.

Ich schaue auf den Abstand zwischen unseren auf der dicken Wand ruhenden Händen, beobachte seine Finger auf dem Holz. Ich versuche herauszufinden, was er mir sagen will. Dass ich mich für meine Ängste nicht schämen muss? Dass es okay ist, wenn wir nur hier sitzen? Und dass er bei mir bleiben wird, auch wenn ich nicht weitergehen kann?

Plötzlich wünschte ich, ich wäre Cira. Ich wünschte, ich wüsste, wie man flirtet, wie man weiß, was Jungs meinen, wie man weiß, was sie sagen und was sie wollen. Ich wünschte, ich könnte mit derselben Sorglosigkeit handeln, von der jede ihrer Bewegungen durchdrungen ist. Bis zu diesem Sommer war mir gar nicht klar gewesen, dass es sich dabei um eine Fähigkeit handelt, dass ich so etwas überhaupt einmal brauchen könnte.

Mir reichte es, wenn sie diejenige war, die das Haar zurückwarf und den Kopf schräg legte, während ich Steine über die Wellen hüpfen ließ, den Horizont im Auge behielt und darauf achtete, dass unsere sichere Hülle nicht durchbrochen wurde.

Ehe ich mich zurückhalten kann, schwinge ich mein Bein über die Barriere und lasse mich auf der anderen Seite fallen. Catcher landet im nächsten Moment neben mir. Wir befinden uns im Schatten der Wand, in nahezu pechschwarzer Finsternis. Ich spüre, wie seine Hand nach mir greift, spüre seine Finger, die meine Haut hauchzart streifen.

In diesem Augenblick frage ich mich, ob wir in der Schwärze miteinander verschmelzen könnten. Unsere Körper haben keine fest umrissenen Konturen, es gibt nichts, was uns trennt, nur schwüle Sommerhitze steigt vom Boden her auf.

Es fühlt sich grenzenlos an. Die Wände, die mich fixieren, sind weg, meine Welt ist explodiert, und ich ringe nach Luft, als ob es hier, außerhalb der Stadt, nicht genug davon gäbe.

Plötzlich fühlt sich mein Kopf zu leicht an und die Welt jenseits der Barriere zu verkehrt, zu gefährlich. Ich habe ein hohles Gefühl im Bauch, die Angst zerfrisst mich von innen. Ich sollte nicht hier sein, es ist nicht sicher. Es ist verboten. Ich drehe mich um, habe das Gefühl, mein Körper wird in seinen Grundfesten erschüttert, als ich die Hand nach der Barriere ausstrecke. Ich muss zurück.

Und dann packt Catcher meine Hand und zieht mich zu sich. Da weiß ich wieder, wo ich ende und er anfängt. Er zieht das Messer aus der Scheide an meiner Hüfte und hält es mir hin, der Mond gleitet über die scharfe Metallschneide. Ich nehme das Messer, halte es fest und hoffe, dass ich mich nun stärker fühlen werde.

»Es besteht immer noch die Möglichkeit, hier draußen auf Mudo zu stoßen«, sagt er. Das Wort Mudo kommt ihm leicht über die Lippen, doch meine fangen an zu zittern.

»Die Zäune um den Park halten sie immer zurück«, fügt er hinzu. »Nur für den Fall ...«

Ich versuche die Angst hinunterzuschlucken, sie hat einen scharfen, metallischen Geschmack ... wie Blut. Wahrscheinlich merkt er, wie ich mich von ihm zurückziehe, mich bereit mache, wieder über die Barriere zu klettern, zurück in die Sicherheit der Stadt, denn sein Griff lockert sich nicht. Er zieht mich näher an sich heran.

»Keine Sorge«, sagt er, »ich bin bei dir.« Seine Stimme ist wie die Nacht um mich herum, tief und dunkel, und ich versuche, mich entspannt an ihn zu lehnen und ihm zu vertrauen.

Noch nie war ich außerhalb des Schutzes der Stadt, und als wir durch die Ruinen am Rande des Vergnügungsparks wandern, ist jeder Schatten der Tod, der sich erhebt. Jedes Scharren auf dem bröckelnden Beton ist das Stöhnen der Mudo, die nach unserem Fleisch gieren. Jede Wegbiegung führt uns weiter weg von unserer Wirklichkeit und hinein in die tote Welt.

Ich frage mich, wie er sich hier draußen so wohlfühlen kann. Er ist genauso aufgewachsen wie ich, in der Schule hat er dasselbe gelernt: Die einzigen sicheren Orte sind solche, die von Mauern und Zäunen geschützt sind. Die Toten sind nicht aufzuhalten, wenn sie menschliches Fleisch wittern. Wandelt sich ein Angesteckter, wenn keine Mudo in der Nähe sind, wird er zum Breaker.

Und trotzdem schlendert Catcher voller Vertrauen und Gelassenheit durch die Ruinen. Mit jeder Faser meines Körpers beneide ich ihn darum.

Etwas flattert an uns vorbei, ein schwaches Geräusch, ein Luftzug. Ich zucke zusammen, mein Herz bleibt beinahe stehen, ich packe Catcher bei der Schulter. »Nur eine Fledermaus«, murmelt er, und ich höre das Lächeln in seiner Stimme.

Die Regeln gibt es aus gutem Grund, will ich ihm sagen. Wir sollten nicht hier sein. Aber er zieht mich an sich, und ich lasse mich darauf ein, ihn zu fühlen.

Im Zentrum des Vergnügungsparks holen wir die anderen ein, eines der Mädchen redet gerade über die Dunkle Stadt. Sie heißt Mellie und ist zwei Jahre älter als ich. Mit ausgestreckten Armen wirbelt sie durch die Dunkelheit, ihre Finger streifen die stillstehende Luft. »Beim ersten Schnee mache ich mich auf«, sagt sie.

Das Licht des Vollmondes wird vom geborstenen Beton auf dem Boden reflektiert. Es bahnt sich seinen Weg um die Senken und Kurven der alten Achterbahn herum.

Ich recke den Hals, um zur Bahn hochzuschauen. Bisher habe ich sie immer nur aus der Ferne gesehen, ihre Höcker ragen aus den Ruinen wie der Rücken dieses Schlangenmonsters, von dem man uns in der Schule erzählt hat.

Wie es wohl damals war, wenn man auf dieser Achterbahn fuhr, wenn man unmittelbar vor der abschüssigen Strecke über die Welt hinter den Zäunen schaute? Was mag wohl erschreckender sein: das Gefühl, einem wird der Boden unter den Füßen weggezogen, oder das Bild von der besten Freundin, die sich mit gebleckten Zähnen und gekrümmten Fingern gegen den Zaun wirft, und die Kakophonie des Stöhnens?

Ich blicke in die Schatten, die andere Karussells und die alten Gebäude werfen, die demontiert worden sind oder

eingestürzt. In der Dunkelheit hat alles unscharfe Umrisse, und ich bekomme Angst vor dem, was sich außerhalb meiner unmittelbaren Reichweite verbergen könnte.

»Stellt euch das mal vor, all die Leute in der Dunklen Stadt«, sagt Mellie und schaut zu den Sternen hoch. »So viele Möglichkeiten, so viele Männer.« Ihre Stimme klingt wie ein Lied. Einer der Jungs, ein Rotschopf namens Griffin, tritt auf sie zu, nimmt ihre Hände und stimmt ein.

»Sind wir dir nicht genug?« Er lacht und schwenkt sie immer schneller herum, und sie legt den Kopf noch weiter zurück, sodass sich das Mondlicht über ihren Hals ergießt.

Ich will wegschauen, es kommt mir vor, als würde ich einen intimen Tanz beobachten, aber ich kann nicht. Mein ganzes Leben lang habe ich Menschen von der Dunklen Stadt reden hören. Obwohl man einen Fußmarsch von über zwei Wochen die Küste entlang auf sich nehmen muss, ist das die nächstgelegene Stadt, eine der letzten befestigten Bastionen aus der Zeit vor der Rückkehr. Die Dunkle Stadt ist der Sitz des Protektorats, der freien konföderierten Regierung. Aber ich habe nie daran gedacht, dort hinzugehen, bin nie auf den Gedanken gekommen, dass ich es je schaffen könnte, die hohen Abgaben für den Aufenthalt dort aufzubringen.

»In diesen alten Gebäuden zu wohnen! Könnt ihr euch das vorstellen?«, sagt ein anderes Mädchen. Sie geht zu Mellie und Griffin. »Ich habe gehört, einige von ihnen haben vierzig Stockwerke oder noch mehr.« Sie senkt den Kopf, schaut Griffin unter halb geschlossenen Lidern von unten an – der Mellie prompt stehen lässt und dieses neue Mädchen mit einem breiten Grinsen in seine Arme schließt. Ihr Lachen hallt fast zu laut in der Dunkelheit.

Mir ist nur allzu bewusst, dass Catcher neben mir steht,

und sicher sehe ich auch genauso unbeholfen aus, wie ich mich fühle. Mellie wirkt so anmutig, so frei und schön. Ob Catcher auch so tanzen möchte wie die anderen? Wünscht er sich vielleicht, ich wäre mehr wie die anderen Mädchen? Ich kann mir nicht mal vorstellen, wie es sich anfühlen würde, mit ausgebreiteten Armen in der Nacht herumzuwirbeln, ohne mich um dunkle Ecken zu sorgen oder Mudo und Tod. Ich schaue hinüber zu Cira, sie hat ihren Kopf an einen von Catchers Freunden gelehnt, sie scheinen ihre Umgebung nicht wahrzunehmen.

Ich verschränke die Arme vor der Brust und halte mich an meinen Ellenbogen fest; ich habe eine Gänsehaut.

Wie muss es hier gewesen sein zur Zeit der Rückkehr? Ich kann nicht aufhören, daran zu denken. Die Panik. Das Durcheinander. Die Körper, die sich an einem Ort dicht an dicht drängten. Die Unfähigkeit zu flüchten. Das Stöhnen.

Das ständige Stöhnen.

Die Gruppe bewegt sich näher an die Achterbahn heran, die Stimmen ein Summen von Gerüchten über die Dunkle Stadt, von Plänen, Vista zu verlassen. Ich warte darauf, dass Catcher mit ihnen geht, dass ich allein hinterherkommen kann. Aber er lässt sie gehen, bis schließlich nur noch wir beide in ihrem Echo zurückbleiben.

Er streicht mir mit der Hand über den Arm. Ich schlucke eine Million Wörter herunter. Die Luft vermischt sich mit dem Duft seines Körpers, sie füllt meinen Kopf und verdrängt die Angst davor, mich außerhalb der Barriere zu befinden. Mellies Unbekümmertheit hat etwas, das in mir den Wunsch erweckt, ebenfalls frei zu sein.

Ich will so sein wie sie, will meine ständige Sorge vergessen und um die alten Karussells herumtanzen, mich mit

den verblassten Tieren auf dem Kinderkarussell im Kreis drehen oder in den angestoßenen Gondeln herumwirbeln.

Aber ich tue es nicht. Ich stehe nur da und spüre Catchers Fingerspitzen auf meiner Haut. Es ist, als wären wir die Ersten, die auf diese alte Welt gestoßen sind, als hätten wir alle festen Bindungen hinter uns gelassen. Die Luft jenseits der Barriere scheint anders zu sein, förmlich zu summen vor lauter Möglichkeiten. Und jedes Mal, wenn ich einen Atemzug davon nehme, habe ich das Gefühl, mein altes Ich hinter mir zu lassen und etwas anderes zu werden.

Langsam denke ich, dass es vielleicht falsch von mir war, mich vor der Welt außerhalb der Barriere zu fürchten. Vielleicht könnte ich genauso sein wie die anderen in meinem Alter, vielleicht könnte ich auch davon träumen, die Wanderung zur Dunklen Stadt zu unternehmen. Vielleicht gibt es mehr auf der Welt, als sich in so einer abgelegenen Stadt wie Vista zu verstecken.

Catcher will offenbar etwas sagen, und ich lehne mich gerade zu ihm, als jemand ruft:

»Was ist mit dir, Catcher? Machst du mit bei einem Wettrennen die Achterbahn hoch?« Das war Blane, eine Freundin von Mellie, die ihr überallhin folgt. Mit hochgezogener Augenbraue geht sie langsam auf uns zu. Catchers Blick flackert ein wenig, und ich versuche, ihre Anmut zu studieren und mir einzuprägen. Ich merke, wie unbeholfen ich die Schultern hochgezogen habe, und entspanne mich ein bisschen. Wie kann er mich mögen, wenn es solche Mädchen gibt?

»Solche Kunststücke überlasse ich den Zwillingen.« Mit einer Kopfbewegung weist er auf die beiden Brüder, die auf dem alten Holzgestell herumalbern und versuchen, einander auszustechen. Doch sie gibt nicht auf.

»Ach, komm schon, Catch«, sagt sie. Er wirkt verkrampft, und mir fällt sein Geständnis ein, dass er Höhenangst hat.

»Es ist meinetwegen«, werfe ich rasch ein. Meine Stimme ist ein Piepsen, das glatte Gegenteil von Blanes tiefem Schnurren. Ich will mich räuspern, will, dass meine Hände aufhören zu schwitzen, als sich alle Blicke auf mich richten. Ich bin es nicht gewohnt, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, und spüre nur allzu deutlich, dass ich jünger bin als die anderen und nicht dazugehöre, kein Teil ihrer Gruppe bin.

»Ich ... äh ... ich habe Höhenangst«, sage ich und kann meine Verlegenheit nicht verbergen.

Blane stemmt eine Hand in die Hüfte. Als sie gerade weitersprechen will, legt Catcher seinen Arm um mich, und ich spüre, wie mein Körper starr wird, wie ich Angst bekomme, er könnte irgendwie wegrutschen, wenn ich mich bewege.

»Gabry und ich lassen das aus und bleiben hier sitzen«, sagt er.

Blane sieht mich mit gerunzelter Stirn an und wendet sich dann den anderen zu. »Bitte. Aber hier wird uns doch hoffentlich wenigstens einer zeigen, was in ihm steckt«, erwidert sie laut und geht mit großen Schritten auf die Achterbahn zu, deren höchste Erhebung die Zwillinge schon halb erklommen haben.

Ich warte darauf, dass Catcher mich loslässt, bestimmt hat er mich nur zum Schutz gegen Blane im Arm gehalten. Stattdessen spüre ich seine Finger auf meiner Schulter, er zieht mich an sich. Noch nie war ich mir meines eigenen Körpers so bewusst, war noch nie so beeindruckt davon, dass er zu derart aufgeregtem Zittern fähig ist.

Ich höre die Rufe, mit denen die anderen die Jungs

anfeuern. Sie sind Schatten im Mondschein. Catcher zieht mich weg von der Gruppe, hin zu dem Karussell mit den verblassten Tieren unter dem spitzen Dach. Ihre rote, grüne, lila und blaue Farbe ist an vielen Stellen abgeplatzt.

Ich schiebe ein Bein über das Einhorn, die Spitze vom Horn ist schon lange abgebrochen und verschwunden. Catcher steht neben mir, die eine Hand auf meinem Schenkel, die andere an dem Pfahl neben meinem Kopf. Sein Bauch berührt leicht meine Hüfte, und ich presse mein Knie an die Bande des Karussells.

Möglichkeiten tun sich zwischen uns auf. Meine verschwitzten Finger klammern sich an den Sattelknauf, weil ich fürchte, wegzugleiten, irgendwie abzuheben und davonzufliegen.

Meine Mutter hat mir einmal von ihrem ersten Kuss erzählt. Ich lag fiebernd im Bett, war im Delirium, wie sie mir später erzählte, aber ich erinnere mich an ihre Stimme und wie sie mir von dem Jungen erzählte, den sie als junges Mädchen gekannt hatte. Er war aus ihrem Dorf im Wald. Er war verletzt gewesen und hatte Fieber gehabt wie ich. Sie hatte an seinem Bett gesessen und wollte ihn nicht aufgeben, und später, als es ihm besser ging, hatte sie mit ihm auf einem Hügel gestanden und vom Meer geträumt – und dann hatte sie ihn geküsst, sämtliche Hoffnungen für ihre Zukunft vor ihr ausgebreitet.

Daran denke ich jetzt, während Catchers Atem die Luft bewegt. Ich kann ihn spüren, das Pulsieren zwischen uns. Ein flüchtiger Blick von ihm auf meinen Mund – und schon fahre ich unbewusst mit der Zunge über meine Lippen. Ich befürchte, er könnte vielleicht überhaupt nicht an mir interessiert sein – und es macht mich nervös,



Carrie Ryan

Das Meer der tausend Seelen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-52977-9

Heyne

Erscheinungstermin: September 2012

Stephen King meets Suzanne Collins – das große All-Age-Thriller-Ereignis

Wenn Mary träumt, dann von dem großen salzigen Meer, von dem ihre Mutter immer sprach. Denn nur wer einmal das Meer gesehen hat, weiß, was wahre Freiheit ist. Doch das Meer, die Freiheit oder andere Menschen gibt es nicht – nicht für Mary, die nach dem Tod der Eltern der strengen Schwesterschaft des Dorfes dienen muss, und auch nicht für die wenigen übrigen Dorfbewohner. Sie alle sind die letzten Überlebenden einer Katastrophe, und nur ein hoher Zaun schützt sie vor den Ungeweihten, deren Zuhause der undurchdringliche, alles umgebende Wald ist. Als das Unfassbare passiert und der Zaun bricht, stürmen die Ungeweihten das Dorf. Inmitten des Chaos gelingt Mary und ihren Freunden die Flucht, und die so heiß ersehnte Freiheit scheint plötzlich zum Greifen nahe. Doch zwischen Mary und dem Meer liegt der gefährliche Wald, und so beginnt für die letzten Menschen auf Erden der Kampf ums Überleben

...